

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 38 (1934-1935)
Heft: 16

Artikel: Dorfbegräbnis
Autor: Passavant, Peggy
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-669896>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bauernbegägnis.

Hebt ihn auf und tragt ihn fort,
Schal sind Lieder, leer das Wort,
Nur den Sang der Brunnenröhren
Darf er unterm Sargtuch hören.

Tragt ihn fort und schreitet sacht,
Denn des Toten Seele wacht.
Wo die Ackerbreiten träumen,
Graue Träger, mögt ihr säumen.

Einmal noch mit welkem Mund
Grüßt der Pflüger Halm und Grund,
Einmal noch mit steifen Händen
Muß er seinen Segen spenden.

Was ihm blühte, was er litt,
Schnell verwischt sind Spur und Tritt,
Doch das Segenswort des Frommen
Hat die Erde aufgenommen.

Alfred Huggenberger.

Dorfbegräbnis.

In Schwaben gibt es ein kleines, weltabgelegenes Dörfchen — Mühlheim. Still und verträumt liegt es auf einer Hochebene hingestreckt, während unten durch die grüne Frühlingslandschaft die Donau fließt. Zwei Wanderer klimmen den Berg hinauf und befinden sich mitten auf der langen Dorfstraße. Sie zücken ihre Photoapparate, begeistern sich über die Pracht des alten Rathauses, über die malerischen Durchblicke ins bunte Hügelland. Am plätschern den Brunnen wandern sie vorbei, erfreuen sich an den flachköpfigen Kindern, und an den Hühnern, die auf hohen Misthaufen in der Sonne hocken. Alles ist ja da, was es in solch einem Dörfchen zu sehen gibt. Nur eines fehlt — die Menschen. Wo sind sie? Verschwunden — kein Mann, keine Frau weit und breit. Vielleicht ein verwunschener Ort, der in seiner Verträumtheit in einen hundertjährigen Schlaf gesunken ist.

Nun schreiten sie durchs Ausgangstor, und dort an einem offenen Platz, umringt von ein paar Schwarzegeleideten, steht ein schlichter Sarg. Ohne jegliche Prätentionen ruht er da auf der Erde, und die Trauernden warten. Die Fremden setzen sich unter die alte Linde, und auch sie warten — auf die Menschen von Mühlheim. —

Da kamen sie, erst einzelne, aus den Gäßchen heraus, die strahlenförmig zum kleinen Trauerplatz zuliefen. Dann immer mehr —, aus allen Türen, von jeder Ecke erschienen die dunklen Gestalten. Und alles strömte zum Sarge hin. Ein Leichenwagen, mit weißen Papierrosen geschmückt, stand diskret etwas abseits, während der Pfarrer, begleitet von zwei weißbekleideten Chorknaben, als letzter zum Gruppelein trat.

Auch hier ging also das Leben seinen Gang. Die Linde trieb ihre ersten grünen Blättchen,

unbefüllt um das Sterben und Geborenwerden.

Hier hatte ein Unbekannter sein Leben be schlossen, hatte gehofft, gestrebt, vielleicht ver sagt, vielleicht errungen — wer weiß? Und der Tod hatte „halt“ gesagt. Die beiden auf der Bank fühlten sich dem Heimgegangenen plötzlich nah, verbunden — und aus dem Holzfärglein schien es heraus zu warnen: „Memento mori“. Aber zugleich war da die frohe Forderung: „Freut euch des Lebens!“

Die Trauerlieder klangen herüber durch die klare Frühlingsluft. Der kleine Chor sang mutig a capella den Choral zu Ende.

Eine Gans, angezogen vom Singen, und das Ungewöhnliche, das hier vor sich ging witternd, watschelte über die Pflastersteine mit lautem Gecker. Es tönte grotesk und störend mitten hinein in die Kirchengesänge. In diesem Ruf des Tieres war etwas Hilfloses, tief Trauriges. — So wie es manchmal aus den Reihen der Kreatur klingen kann — wenn sie rätselhaft vorm Tun der Menschen steht und etwas ihr Unbegreifliches, Schauerliches ahnt.

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein kleiner Schritt. Auch dem Leichenzuge dort haf tete trotz allem Rührendem Absurdes an, wie er nun den Aufbruch antrat und durch das alte Tor seinen Weg nahm. Erst die Männer — gespenstige, lange Gestalten in enganliegenden Hosen und hohen Zylindern. In spärlichen Grüppchen gingen sie dem Trauerwagen nach. Dann die Frauen, als breite, schwarze Masse wirkend, zusammen gedrängt und hastig eilend — besorgt mit den Vorangehenden Schritt zu halten.

Der Zug verschwand, nur leises Schlürfen hörte man durchs Tor. Das Gänsetier gackerte beruhigter vor sich hin — zwei kleine Mädchen

schoben Kinderwagen, in denen neues Leben schlummerte. Tod und Geburt, Ende und Anfang reichten sich auch hier in Mühlheim die Hände.

Als die beiden Wanderer zum Rückweg aufbrachen, den steilen Hügel wieder abwärts schrit-

ten, sahen sie nochmals in der Ferne das schwarze Band sich durch die Landschaft winden. Der Leichenzug war noch nicht an seinem Ziele angelangt. Weit war der Weg zum Kirchlein, wo der Tote endlich seine Ruhe fand.

Peggy Passavant.

Das Verschwinden der Rhone.

Daß die Rhone bald nach ihrem Austritt aus dem Genfersee sich plötzlich in die Erde hineinverliert, um erst einige vierzig Meter weiter unten langsam wieder herauszutreten, ihren sichtbaren Lauf also völlig unterbrechend, das hatte ich einst schon als Knabe staunend vernommen.

Seitdem hat dies Naturwunder meine Neugier erregt, meine Wissbegier beschäftigt, und ich wünschte mir eine Gelegenheit, es mit eigenen Augen zu sehn. Wie ist es nur möglich, daß ein breiter Strom, der soeben einen ganzen See ausgefüllt, auf einmal mir nichts dir nichts in der Tiefe verschwindet? Und das vielleicht schon seit Jahrhunderten. Das mußte ich, wiewohl kein Naturforscher, an Ort und Stelle untersuchen.

Aber nur ja nicht, so wurde mir bedeutet, bei hohem Wasserstand! Im Sommer, wenn die Sonne die Schneemassen und Gletscher schmilzt, wenn die Rhone höher und höher schwollt — dann bedeckt ihre schäumende Flut völlig den Schlund, in dem sie verschwindet — besser also im Winter dorthin nachgehn, wenn der verschlingende Abgrund halb offen liegt.

An einem herrlichen Wintermorgen also führte mich die Bahn von Genf aus bald in eine enge Schlucht, eben breit genug, um die wildbrausende, dem Gefängnis des Seebedens glücklich entronnene Rhone durchzulassen. Hoch oben in den Felsen laufen zwei Eisenbahnen, zu jeder Seite eine; doch bewegen sie sich mehr in Tunnels als im Freien.

Beugt man sich in den hellen Augenblicken aus dem Zuge hinaus, so sieht man in der Tiefe das unheimlich dunkelgrüne Wasser, rasch vorwärts rollend, seinem Untergange zu.

Rechts ganz hoch über der Bahn hängt an einem Felsen die französische Grenzfestung Fort l'Ecluse. Aber wie der Blitz verschwindet alles, und man wird wieder verschlungen von einem pechschwarzen, endlosen Tunnel.

Gleich darauf hält dann der Zug in Bellegarde. Hier steigt man aus und begibt sich zum Rhoneschwund; auf schlechten, schmutzigen We-

gen, immer tiefer hinab. Schon hört man das Wasser donnern. Und jetzt öffnet sich vor dem Wanderer ein ungeheures Loch, das die gewaltigen Wassermassen restlos verschlingt. Ja, so ist's in der Tat. Das Loch sieht aus, wie der halboffne Rachen eines Riesenfisches.

Und weiterhin — kein Tropfen Wasser mehr, nur ein leeres Bett, mit großen Steinen ausgefüllt. Ich trete in das trockene Bett, immer umdonnert von dem mit Brausen in der Tiefe verschwindenden Rhonestrom. Man versteht seine eigne Stimme nicht mehr.

Aber wo ist das Wasser geblieben? Fünfzig Schritt weiter unten sickert es so leise und in so geringen Mengen aus dem Flußbett heraus, als ob es eine ganz neue Quelle wäre. Bald darauf jedoch ist wieder der volle schöne und breite Strom da, der seinen Lauf nach Süden fortsetzt, als ob nichts geschehen wäre.

Das wunderbare Ereignis hat an der Stelle stattgefunden, wo die Rhone die Kalkfelsen des Juragebirges durchbricht. Sie hat den unter ihrem Bett Lagernden Kalk im Lauf der Jahrtausende ausgelaugt, ausgewaschen und seinen Raum immer mehr erfüllt, bis das Tiefenbett so groß geworden, daß ihr für das obere kein Wasser mehr blieb.

Das gleiche Ereignis wiederholt sich bei vielen Flüssen und Bächen.

So verschwindet ja auch die junge Donau in rätselhafter Weise nicht allzuweit von ihrer Quelle bei Donaueschingen im Schwarzwalde und fließt wesentlich geschwächt weiter ostwärts. Sie hat sich in den zerlüfteten Kalken des dortigen Juragesteines ein unterirdisches Seitenbett ausgewaschen. Aber wohin?

Indem man das Donauwasser mit rotem Anilin oder mit grünem Fluoreszin färbte, stellte man zu wiederholten Malen fest, daß die Farbe im Rhein wieder zum Vorschein kam, genauer in der dem Rhein zuströmenden, bei Radolfzell ihn erreichenen Aach. Die Länge des Donau und Aach verbindenden unterirdischen Wasserlaufs beträgt volle 11 Kilometer.

Seit der Entdeckung im Jahr 1877 hat diese